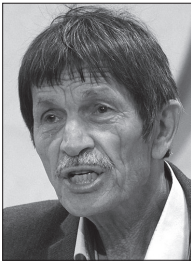


Haben oder Sein: Leben statt Profit!

Was mache ich aus dem, was die Gesellschaft aus mir macht?

UELI MÄDER



Sehr geehrte Gäste,
Soziale Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten treiben mich seit Kindsbeinen um. Sie verursachen auch Kriege mit. Drum: Ohne soziale Gerechtigkeit keine friedliche Welt. Davon bin ich überzeugt. Hehre Vorstellungen von Gerechtigkeit können sich allerdings auch am Haben-Wollen orientieren, gibt Erich Fromm (1976, S. 107)¹ zu bedenken. Ich greife hier grundlegende Gedanken aus seinem Buch *Haben oder Sein* auf und verknüpfe sie mit

Befunden aus eigenen entwicklungs- und sozialpolitischen Studien. Ich spanne dabei einen etwas breiten Bogen auf, schaue zurück und vertiefe Bezüge zur sozialen Ungleichheit.

Haben steht für ein hortendes Besitzstreben; Sein für ein schöpferisches Tun, das sich vom rastlosen Aktivismus unterscheidet. «Haben und Sein» typisieren somit Orientierungen. Das ist wichtig und kompliziert sich noch ein wenig. Die beiden Begriffe abstrahieren nämlich, was real existiert, in verallgemeinerter Form. Im Haben und Sein steckt auch Definitionsmacht. Das ist bei allen begrifflichen Konstruktionen so. Sie beinhalten keine absoluten Wahrheiten. Und jetzt geht es noch einen Schritt weiter.

Erich Fromm (ebd., S. 39) charakterisiert mit Haben und Sein Existenzweisen, die gesellschaftlich geprägt sind. Er verdichtet gesellschaftliche Erwartungen und Haltungen in einem quasi durchschnittlichen Gesellschaftscharakter,

1 Bei den Quellen am Schluss ist nur dieses eine, sehr reichhaltige Buch von Erich Fromm aufgeführt, auf das ich mich anhand mehrerer Arbeiten ausgiebig beziehe.



den er auch Sozialcharakter nennt. Gesellschafts- und Sozialcharakter sind also identisch. Und damit meint Erich Fromm kein individuelles Verhalten. Der Sozialcharakter ist eine Art zwischengeschaltete Instanz. Sie vermittelt zwischen der sozio-ökonomischen Basis und unserer Psyche. Und sie hält uns dazu an, so zu denken und zu handeln, wie wir denken und handeln sollen. Das klingt jetzt, obwohl arg verkürzt, etwas umständlich. Drum sage ich es noch ganz einfach: Wesentlich ist wohl die Wechselbeziehung zwischen Individuum und Gesellschaft.

Denn was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, sich selbst aber verliert und Schaden erleidet.

Privateigentum, Profit und Macht sind die drei Säulen des Habens (ebd., S. 26). Unabhängigkeit, Freiheit und kritische Vernunft kennzeichnen hingegen die Existenzweise des Seins (ebd., S. 110). Unter kapitalistischen Bedingungen äußert sich das Haben-Wollen im Fortschritts- und Besitzdenken. Das industrielle Wachstum überlastet die natürliche Umwelt und verdinglicht Menschen, die wie

Rädchen funktionieren. Bürokratische Verfahren vereinnahmen mit staatlichem Support auch Gefühle. Sie sollen den Warenkonsum maximieren. Sozialistisch orientierte Systeme eifern diesem Ideal ebenfalls nach. Das Haben gilt als natürliches Verhalten, beruht jedoch auf Entfremdung. Das heißt, Menschen produzieren mit, was sich gegen sie richtet. Sie verkommen so selbst zur Ware. Alternativen sind möglich, auch zum Monopolkapitalismus. Aber ohne seelische Veränderungen kein friedliches Sein, so Fromm (ebd., S. 29). Er zitiert dazu die Bibel (Lukas 9,24): «Denn was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, sich selbst aber verliert und Schaden erleidet.»

Das Buch *Haben oder Sein* ist in der Reihe «Weltperspektiven» erschienen. Im Vordergrund stehen westliche Mittelschichten zwischen 1930 bis 1970. Im frühindustriellen 19. Jahrhundert dominierte ein autoritärer Sozialcharakter. Er akzentuierte das Hierarchische und forderte Gehorsam ein. Mit dem wirtschaftlichen Aufstieg setzte sich dann im 20. Jahrhundert ein Marketing-Charakter durch, der sich allmählich flexibilisierte. Er gebietet bis heute konsumorientierte Konformität.

Ich frage, wie aktuell Fromms Typisierung ist und welche Handlungsräume wir haben. Der strukturelle Wandel prägt die Existenzweisen, ohne sie zu determinieren, so Fromm. Er weckt ein Verständnis dafür, stellt Ruth Nanda Anshen (ebd., S. 252) im Nachwort von *Haben oder Sein* fest, «dass eine Unabhängigkeit geistigen Wachstums existiert, die wohl durch Umstände bedingt, doch niemals von den Umständen bestimmt wird». Davon gehe ich aus. Und muss nun, zum Vorgehen, noch eine methodische (bzw. methodologische) Vorbemerkung anbringen.



Eigene Anteile reflektieren (Vorbemerkung)

Mit «Haben oder Sein» assoziiere ich «Leben statt Profit». Dabei spielt mein Vorverständnis mit. Aber wie? Das ist zu reflektieren. Sonst projiziere ich meine Sicht unbesonnen in das Feld, das ich betrachte. Und dann sehe ich vor allem, was ich sehen will.

Als sozial engagierter Soziologe interessiert mich, wie Gesellschaft funktioniert, sich verändert und humaner gestalten lässt! Meine Haltung gründet auf einem Gefühl von Gerechtigkeit. Sie ist also normativ geprägt. Wie jede andere Haltung auch! Wobei das bei konformen Auffassungen weniger auffällt. Eigene Prägungen sind jedenfalls zu erkunden und offen darzulegen (Mäder Schassmann 2012).

Wir sind auch stets Kinder unserer Zeit. Das gilt ebenfalls für Erich Fromm. Er typisiert das Haben und Sein im industriellen Zeitalter. Maschinen und relativ kompakte Sozialstrukturen vereinfachten bis Mitte des 20. Jahrhunderts klare Vorstellungen. Im Sinne eines «Entweder–Oder» (Ulrich Beck). Und wie verhält sich diese Dualität zur heutigen Komplexität?

Wenn wir die vielschichtige Welt ein wenig verstehen wollen, dann hilft es, zuerst auf grobe Konturen zu achten. So können wir uns einfacher orientieren und in weiteren Schritten auf Feinheiten konzentrieren. Ja, wenn wir eine Landkarte anschauen, zunächst zwei Achsen fixieren und nicht gleich alles erfassen wollen, dann sehen wir mehr. Die einfache Übersicht schärft den Blick für Details und Schattierungen.

Erich Fromm verknüpft seine Weltperspektive damit, wie sich Gesellschaft im Alltag spiegelt. (Ich verwende lieber den Begriff «dokumentiert», der keine 1:1-Abbildung suggeriert, was Fromm ja auch nicht meinte.) In seiner psychoanalytischen Praxis setzte er sich mit psychischen Dispositionen und Leiden auseinander, die mit sozialen Veränderungen interagieren. Ein Beispiel ist die Bürokratisierung. Fromm (ebd., S. 196) beschreibt das Überorganisieren zum einen als individuelle Überanstrengung und zum andern als Methode, Menschen wie Dinge zu verwalten. Dabei präzisiert er zweierlei: Erstens entsprechen nicht alle, die sich in bürokratischen Positionen befinden, einem bürokratischen Charakter. Und zweitens erfassen bürokratische Einstellungen keine ganzen Persönlichkeiten.

Haben und Sein unterscheiden sich auch nach innen. Beim Haben besitzen die einen viel, andere wenig. Ich betone das oft. Fromm weist indes stärker auf die Gefahr hin, selbst mit sozialen Forderungen dem Haben verhaftet zu bleiben. Diesen Einwand bezieht er ebenfalls auf ein asketisches Nicht-Haben-Wollen, das gleichwohl auf das Haben fixiert bleibt. Ich habe beispielsweise kein Handy, bin aber deswegen keineswegs näher beim Sein als andere. Wie sich



die beiden Typen ausprägen, die in uns schlummern, bestimmt laut Fromm (ebd., S. 132) eben weitgehend die gesellschaftliche Struktur.

Folgerung (1): Wer soziale Realitäten verstehen will, muss lernend unterwegs sein. So kommen wir auch eigenen Vorurteilen auf die Spur. Mit Hilfe von kritischen Korrektiven; zum Beispiel von Kindern, die uns «naive Fragen» stellen und spiegeln. Horizonte öffnen sich, wenn wir verschiedene Sichtweisen einbeziehen. So entdecken wir mehr. Und das qualifiziert unser Engagement. Zusammen mit unserem Bemühen, uns möglichst differenziert auszudrücken. Das Gerechte, Wahrhaftige und Freiheitliche, das wir anstreben, sollte jedenfalls auch in den Mitteln aufscheinen, die wir wählen.

Politik und Lebenswelt verbinden (Aufbruch)

1968 erschien Erich Fromms *Revolution der Hoffnung*. Sein Buch passte zum nonkonformen Aufbruch. An der Basler Handelsschule lasen wir damals mit unserem Klassenlehrer Walter Dellers (freiwillig über Mittag) philosophische Texte. Und da kamen wir über Martin Buber auch auf Erich Fromm. (Buber wuchs übrigens in der heutigen Ukraine auf. Und in «Pfade in Utopia» setzte er sich mit dem anarchistisch-pazifistischen Gustav Landauer auseinander, mit dem er 1908 den Sozialistischen Bund initiierte.)

In meinem Studium und der späteren Psychotherapie-Ausbildung tauchte dann mit Carl Rogers ein weiterer Kollege von Martin Buber auf. Er begründete eine dialogische Human-Psychologie und nicht-direktive Gesprächsführung mit. Ja, verstehende und narrative Zugänge erhellen über ein freies Assoziieren verborgene Anteile. Wie wahr! Im Zug hörte ich einmal einer Frau zu, die über die heutige Jugend schimpfte. Mich interessierte, was bei ihr so viel Groll hervorrief. Mit der Zeit kam sie dann aber von sich aus darauf zu sprechen, weshalb ihr heutige Jugendliche auch sehr Leid taten.

Statistik belegte ich dann bei den Ökonomen. Und da überraschte mich Professor Guth, ein Banker. Er ermunterte uns nämlich, besonders darauf zu achten, was sich hinter nackten Zahlen verbirgt. Wir erprobten das mit teilnehmenden Beobachtungen, die Erich Fromm ebenfalls intensiv praktizierte. Er sensibilisierte für das einfache sinnliche Wahrnehmen, das aktive Zuhören und das konzentrierte Sehen, das so ergiebig sein kann, heute aber wieder an den Rand gedrängt ist.

Im Studium interessierten auch egalitäre (bzw. gleichwertige) Sozialstrukturen, Gesellschaften ohne Staat und Unterschiede zwischen einem Afrikanischen Sozialismus und einem (aufgepfropften) Sozialismus in Afrika. Wir



lasen zudem, was der Basler Rechtshistoriker Johann Jakob Bachofen 1861 in Stuttgart über das Matriarchat und Mutterrecht publizierte. Erich Fromm (ebd., S. 177) befasste sich damit. Er thematisierte auch eurozentrische Haltungen. Und gegen diese ist wohl niemand gefeit. Darauf deuten ebenfalls aktuelle Kontroversen über Afghanistan und die Ukraine hin.

In den 1970er-Jahren kamen bereits intensive Umwelt-Debatten auf. 1972 kritisierten der Club of Rome, die UNO-Umweltschutz-Konferenz in Stockholm und neue soziale Bewegungen den öden Konsum. Fromm (ebd., S. 22) unterstützte diese Ansätze. Dem Club of Rome legte er nahe, das Gesellschaftliche und Politische mehr zu berücksichtigen und mit der Natur zu kommunizieren, statt sie (technokratisch) zu quantifizieren.

«Leben statt Profit» stand Mitte der 1970er-Jahre auf Plakaten der 1971 gegründeten Progressiven Organisationen der Schweiz (POCH). Wir protestierten gegen den Bau eines Atomkraftwerkes in Kaiseraugst, das sich mit einem breiten Bündnis verhindern ließ. Der Leitsatz «Leben statt Profit» berührte und mobilisierte. Er verbindet Politik und Lebenswelt. Und so ähnlich beseelte Erich Fromm ja auch die ökonomische Basis.

«Global denken, lokal handeln», lautete eine weitere Kurzformel. Blockfreie Staaten postulierten 1974 bei der UN-Rohstoffkonferenz einen globalen Ausgleich. Dies im Rahmen einer Neuen Weltwirtschaftsordnung (NWWO). Dependenztheoretische Ansätze dienten als Grundlage. Sie wollten einseitige Abhängigkeiten vermindern, den Handel demokratisieren und Monokulturen auffächern. Erich Fromm (ebd., S. 211) hielt zudem dafür, Produktionsstrukturen zu dezentralisieren.

Modernisierungskonzepte zielten hingegen darauf ab, in Wachstumsinseln zu investieren, deren Reichtum dann allmählich ins Hinterland sickere. Solche «Trickle Down»-Effekte lassen jedoch auf sich warten. Südliche Kontinente liefern bis heute günstige Rohstoffe zu tendenziell sinkenden Erlösen. Und selbst müssen sie stets höhere Preise für industriell gefertigte Güter bezahlen.

Südliche Kontinente liefern bis heute günstige Rohstoffe zu tendenziell sinkenden Erlösen. Und selbst müssen sie stets höhere Preise für industriell gefertigte Güter bezahlen.

Westliche Industrieländer profitieren vom neokolonialen Handel. Ohne «Hinterland» hätten sie sich kaum so früh industrialisiert. Die Schweiz beteiligte sich als «koloniale Macht ohne Kolonien» (Haller 2019). Ihre Neutralität ist auch ein gutes Geschäftsmodell. Wir untersuchten in den 1970er- und 80er-Jahren die neokoloniale Politik anhand überwiegend negativer Umwelt-, Arbeitsplatz- und Deviseneffekte des Ferntourismus. Dabei stellten wir ähnlich wie Erich Fromm fest, wie sich normierte und serialisierte Arbeitsverläufe in der konsumorientierten Freizeit reproduzieren (Mäder 1988).



Publication of fromm-online.org. For personal use only. Any kind of re-publication and commercial use requires written permission from the copyright holders.

Veröffentlicht auf fromm-online.org. Nutzung nur für persönliche Zwecke. Jede Wiederveröffentlichung und kommerzielle Nutzung bedarf der schriftlichen Erlaubnis der Rechteinhaber.

Folgerung (2): Wo wir zur Welt kommen, ist zufällig. Diese Einsicht hilft, sich selbst weniger zu überhöhen. Und wenn wir auf der Welt sind, realisieren wir wohl bald, dass andere schon da sind. Das ist vielleicht unsere erste narzisstische Verletzung, aber auch ein sozialer Bezug. Denn ohne andere können wir gar nicht überleben. Auch Afrika, Asien und Lateinamerika haben unseren Reichtum im industrialisierten Westen erheblich mit befördert. Und sie tun es weiterhin. Die koloniale Vergangenheit wirkt nach: erstens in den Handelsbeziehungen und zweitens in unseren Köpfen. Und obwohl wir manchen Beziehungen enorm viel verdanken, rivalisieren wir mit allen möglichen PartnerInnen, weil wir eben auch schon früh die Erfahrung machen, wie wir uns auf Kosten von andern bereichern, profilieren oder durchsetzen können.

Ökonomisierung verstetigt den Marketing-Charakter (Sozialer Wandel)

1972 zählte die Schweiz insgesamt 106 Arbeitslose. Erwerbslosigkeit schien passé zu sein. Armut ebenfalls. In hundert Jahren hatte sich die Lebenserwartung schier verdoppelt, die Reallöhne verachtacht und die Zeit für Lohnarbeit von einem Drittel auf zehn Prozent der Lebenszeit verkürzt. Rezessive Einbrüche holten jedoch Mitte der 1970er-Jahre das einseitige Wachstum ein. Über 200.000 Arbeitnehmende – Saisonniers und weitere Nichtansässige – mussten die Schweiz verlassen und in ihre Herkunftsländer zurückkehren. Und in den 1980er-Jahren forcierte der angelsächsische Neo-Liberalismus die wirtschaftliche Konkurrenz. Finanzgetriebene Regimes legitimierten soziale Ungleichheiten und ökonomisierten wichtige Lebensbereiche. Sie überlagerten politisch-liberale Konzepte, die noch einen gewissen Ausgleich zwischen Kapital und Arbeit akzeptierten.

Spätestens seit dem eigentlich erfreulichen Aufbrechen der Berliner Mauer (1989) fließt das Kapital nun noch direkter dorthin, wo es sich möglichst optimal verwerten lässt. Seither erhöht sich *erstens* die Erwerbslosigkeit. *Zweitens* halten niedrige Löhne mit steigenden Lebenshaltungskosten kaum Schritt. *Drittens* orientiert sich die soziale Sicherheit vermehrt an flexibilisierter Erwerbsarbeit. *Viertens* konzentrieren sich private Vermögen. Und *fünftens* ökonomisiert die finanzgetriebene Politik schier sämtliche Arbeits- und Lebensbereiche. Dazu symbolisch: Nina Looser, eine Studentin, half einem alten Mann, der stürzte und sich am Kopf verletzte. Sie alarmierte den Notfall-Dienst und informierte das Pflegeheim. «Oh, das kostet wieder.» So reagierte die Person, die den Anruf entgegen nahm.

Nun, die Ökonomisierung zielt auf kurzfristige Nützlichkeit ab. Sie favorisiert den homo oeconomicus. Gut ist, was mir nützt. Fromm (ebd., S. 179–



187) beschreibt, wie der Marketing-Charakter die industrielle Gesellschaft im 20. Jahrhundert durchdringt. Der Mensch wird selbst zur Ware. Er kümmert sich um seine Verkäuflichkeit, hat keine tiefe Bindung, weder zu sich selbst, noch zu andern. Ziel ist das optimale Funktionieren. So bleiben, Arbeitsplatz orientiert, Atomkraftwerke, Nuklearwaffen und ökologische Katastrophen erhalten. Ein behavioristisches Reiz-Reaktions-Modell dominiert. Das vordergründige Aneignen von Wissen zeugt davon. Ausbildungsstätten verkommen zu Lernfabriken. Motivation geschieht durch positive und negative Sanktion. Und einzelne Studierende fragen, wie viele Kreditpunkte sie erhalten, wenn sie ein zusätzliches Buch lesen.

Der Mensch wird selbst zur Ware. Er kümmert sich um seine Verkäuflichkeit, hat keine tiefe Bindung, weder zu sich selbst, noch zu andern. Ziel ist das optimale Funktionieren.

Inzwischen verbreiteten sich gewiss mehr kognitive und kompetenzorientierte Ansätze. Das ist erfreulich! Aber mit der Digitalisierung und Robotisierung reaktivieren sich auch Input-Output-Modelle, die das Denken wiederum weiter funktionalisieren. Und das macht es umso schwieriger, neue Technologien demokratisch zu kontrollieren. Mit der anhaltenden Ökonomisierung bleibt Fromms Marketing-Charakter jedenfalls aktuell, wobei Adaptionen stets nötig sind. So etwa zum einseitig wirtschaftlich geprägten und entgrenzten Globalismus.

Der etwas beliebigen Offenheit steht ein populistischer Provinzialismus entgegen, der danach zu befragen ist, ob er die Kehrseite derselben Münze darstellt. Hinzu kommt die Frage nach dem politischen Primat und dem Staat. Anno 68 kritisierten wir den staatlichen Kontrollwahn. Heute nehme ich den Staat manchmal fast mehr in Schutz, als mir lieb ist. Aber wer sonst soll im Zeichen der Deregulierung soziale Verbindlichkeit herstellen? Und wer demokratisiert die Kartelle der Macht?

Johannes Gruber (2008) diskutiert, wie die Flexibilisierung der Arbeits- und Lebenswelt (im Kontext der Individualisierung und Pluralisierung) einen «flexiblen Sozialcharakter» prägt. Jugendliche haben Mühe, ein stabiles Selbst zu entwickeln. Anpassungs-, Optimierungs- und Konkurrenzdruck formen funktionale, fragmentierte Identitäten mit hohem Leiden an sich selbst und einem Hang zu Autoaggression und Gewalt. Rainer Funk (2005) diagnostiziert (sehr ausdifferenziert und hier nur angedeutet) eine postmoderne Ich-Orientierung. Ich-Schwäche kennzeichnet neue gesellschaftliche Gruppen. Sie neigen zu projektiven Identifikationen, Realitätsverleugnung und mangelnder Ambivalenz-Fähigkeit. Ein aktiver Typ ist kontakt-, aber kaum bindungsfähig. Der passive Typ konstituiert sein Ich vornehmlich über Konsum.



Folgerung (3): Die Ökonomisierung der Arbeits- und Lebenswelten verstetigt das Haben-Wollen. Fromms Marketing-Charakter bleibt im Wesentlichen aktuell. Das geldgetriebene Wachstum verengt das Denken auf Materielles und verdeckt seelische Grundlagen, die so kaum zum Sein aufscheinen können. Fraglich ist, ob sich im konsumorientierten Hedonismus auch ein marginal widerständiger Kern verbirgt, der die einseitige Fixierung auf die Erwerbsarbeit kontrastiert. Und weiter zu erörtern ist, was die Pluralisierung sozialer Strukturen für die persönliche Identitätsbildung bedeutet. Ermöglicht sie einen stimmigeren Umgang mit Widersprüchen oder erhöht sie die Gefahr neuer Beliebigkeit?

Verkannte Diskrepanzen destabilisieren die Gesellschaft (Folgen und Ziele)

Der materielle Reichtum ist weltweit sehr ungleich verteilt. Soziale Diskrepanzen destabilisieren gesellschaftliche Verhältnisse. Das geht aus einem Vergleich von 25 industrialisierten Ländern hervor (Wilkinson & Pickett 2009). Mit dem Fazit: Je grösser die soziale Kluft, desto gravierender die sozialen Folgen. Die Diskrepanzen verschärfen gewalttätige Konflikte. Mit sinkenden Einkommen steigen zudem gesundheitliche Probleme. Der Soziologe Alain Ehrenberg (1998) bezeichnet die Depression in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts als gesellschaftliches Symptom für die Schwierigkeit, sich selbst zu sein. Gesellschaftliche Institutionen verlieren an Bedeutung. Das Individuum ist nun fast allein für die zu erbringenden Erfolge verantwortlich. Es wird verletzlicher und verunsicherter.

Gleichwohl tendieren aktuelle Bestrebungen dazu, Leistungen zu kürzen. Egal, was das kostet. ...] Sie ignorieren soziale Folgen und den Wert menschlicher Zufriedenheit.

Sozial ausgeglichene Gesellschaften sind indes demokratischer und ökologischer. Sozialer Ausgleich mindert Leid und Kosten. Über Konsum- und Mietausgaben generieren soziale Leistungen auch Arbeitsplätze und Lebensqualität. Gleichwohl tendieren aktuelle Bestrebungen dazu, Leistungen zu kürzen. Egal, was das kostet. Gängige Diskurse legiti-

mieren soziale Ungleichheiten. Sie ignorieren soziale Folgen und den Wert menschlicher Zufriedenheit. Ich könnte jetzt lange auf der Seite des Habens vorrechnen, wie gesellschaftliche Renten rentieren! Aber Renten sind nicht deswegen wichtig, weil sie finanziell rentieren, sondern weil sie Menschen den Rücken stärken.



Trotz auseinander driftenden Vermögen und Einkommen erwecken aktuelle Debatten den Anschein, als ob keine sozialen Klassen mehr existierten. Bis Mitte des 20. Jahrhunderts dominierten sozialwissenschaftliche Analysen, die vertikale Klassenstrukturen auswiesen. Inzwischen stehen quasi horizontale Differenzierungen im Vordergrund. Sie betonen kulturelle Vorlieben und informelle Freizeitgruppen. Die Produktion und soziale Ungleichheiten kommen dabei zu kurz. Wichtig sind deshalb sozialräumliche Sichtweisen, die unterschiedliche ökonomische, soziale und kulturelle Ressourcen abbilden.

Folgerung (4): Das einseitige Haben-Wollen favorisiert den kommerziellen Konsum. «Genug ist nie genug», singt Konstantin Wecker. Eine soziale Existenzsicherung orientiert sich hingegen mehr an Grundbedürfnissen und sozialer Bezogenheit. Sie nimmt auf, was wirklich wichtig ist, Benachteiligten hilft und auch strukturell weiterführt.

Bemerkenswert ist wohl, wie unterschiedlich Reiche auf soziale Diskrepanzen reagieren. Die einen negieren, banalisieren oder legitimieren die Diskrepanzen. Sie sagen, diese existierten nicht, seien nicht so schlimm oder würden die Gesellschaft beleben. Andere befürchten, dass mit der wachsenden Kluft der gesellschaftliche Zusammenhalt und der Arbeitsfrieden aufbrechen könnten. Sie wollen vom wirtschaftlichen wieder mehr auf den politischen Liberalismus zurückkommen und mit ihren Stiftungen und philanthropischen Organisationen viel Gutes tun. Und persönlich nehmen sie sich vor, künftig etwas bescheidener und umweltverträglicher zu leben. Schön. Das mag ja erfreulich sein. Jeder Schritt ist ein Schritt. Die Existenzsicherung ist jedoch eine gesellschaftliche Aufgabe. Sie darf nicht vom Goodwill von Begüterten abhängen. Sonst verstärken sich einseitige Abhängigkeiten.

Struktur und Kultur verbinden (Armut)

Armut ist ein Mangel an sozialer Sicherheit. In der Forschungstradition betonen die einen innere Dynamiken der Armut, andere äußere (Lewis 1966; Valentine 1968). Subjektive Faktoren prägen laut Oscar Lewis eine Kultur der Armut. Spezifische Verhaltensweisen werden gelernt und weiter vermittelt; auch Gefühle einseitiger Abhängigkeit. Nach Charles Valentine sind diese jedoch vielmehr eine Folge von Exklusion. Valentine betont, was strukturell zu Armut führt. Er setzt der psychosozialen Hilfe soziale Gerechtigkeit entgegen.

In der Basler Armutsstudie (Mäder et al. 1991) gingen wir von strukturellen Ansätzen aus und kamen allmählich dazu, kulturelle Dimensionen stärker zu gewichten. Geld ist für sozial Benachteiligte gewiss wichtig; aber Beziehungen,



das soziale Teilnehmen und Bezogen-Sein ebenfalls. Zudem der Zugang zu Bildung und positiven Lebenserfahrungen. Einfache Erlebnisse wirken manchmal recht nachhaltig. In einer späteren (Armut-)Studie (Leuenberger & Seglias 2008) berichtete ein ehemaliger «Verdingbub» von einem Polizisten, der sich einmal für ihn eingesetzt habe. Und das helfe ihm heute noch, schwierige Situationen etwas selbstbewusster anzugehen.

In einer Studie über «working poor» bzw. erwerbstätige Arme (Kutzner et al. 2004) zeigte sich auch der Wert eingehender Beratung. Wir analysierten mehrere hundert Haushalte. Bei rund einem Viertel trug die Beratung erheblich dazu bei, die finanzielle Lage zu verbessern. Mehrheitlich überwogen jedoch andere Gründe; zum Beispiel Heirat oder eine günstige Wohnung. Mehr Transparenz über Armut half jedenfalls, das eigene Leiden weniger zu subjektivieren. Bei einigen Armutsbetroffenen verkehrten sich so depressive Verstimmungen in Empörung. Die Wut kann eine Ressource sein, sich für eigene Interessen einzusetzen oder sich zu verweigern. Sie erhöht aber auch die Anfälligkeit für rechtspopulistische Haltungen, die sich diskriminierend gegen Ausländer/innen und sozial benachteiligte kulturelle Minderheiten richten.

In der industriellen Moderne galten Inklusion und Exklusion als klar gegenläufige Prozesse. Sie sind aber miteinander verschränkt. Wir untersuchten beispielsweise (Kutzner et al. 2009) die Inklusionspraxis der öffentlichen Sozialhilfe. Sie konzentriert sich auf jene, die noch Chancen im ersten Arbeitsmarkt haben. Die Unterstützung wirkt allerdings zwiespältig. Die einen ziehen sich bald zurück. («Wenn ich es jetzt nicht schaffe, bin ich doppelt selber schuld. Da fällt mir die Decke erst recht auf den Kopf.»). Andere nehmen befristete Jobs an. Sie können ihr Einkommen so kurzfristig steigern. Mittelfristig führt die forcierte Inklusion jedoch öfters zur Exklusion. Bei einer zweiten Gruppe steht die Option zweiter Arbeitsmarkt im Vordergrund, aus dem viele wieder aussteigen. Vor allem wegen zunehmender Konkurrenz und verschlechterten Arbeitsbedingungen (u.a. mit kürzeren Pausen und weniger Zeit für Beratung).

In die dritte Gruppe kommen Sozialhilfe-Abhängige, die auf Bewerbungen verzichten können. Sie erhalten (nun etwas unkomplizierter) Geld und können sich so mehr um ihre soziale Inklusion kümmern. Die einen wehren sich dagegen. Sie wollen lieber irgendeinen Job («mit putzen oder was auch immer») und nicht «invalidisiert werden». Andere kommen mit der Exklusion gar nicht so schlecht zurecht. Sie bilden sich weiter und engagieren sich freiwillig. («Zuerst war es hart, ich fühlte mich ausrangiert, als Journalist und Mensch. Dann merkte ich, viel Zeit zu haben. Diese nahm ich mir dann, um dies und jenes auszuprobieren. Und indem ich etwas machte, fiel irgendwie viel Druck ab. Damit hellte sich auch mein Burnout ein wenig auf. Und so entdeckte ich eine



neue Vorliebe als Hilfskraft im Gartenbau. Und das ist jetzt eben mein neuer Super-Job. Ich bin neu geborener Landschaftsgärtner.»)

Armutsbetroffene fühlen sich oft «unerwünscht und unzulänglich». Das lähmt. Ein externer Impuls kann helfen, Unrecht aufzudecken und an eigene Kompetenzen anzuknüpfen. Er kann aber auch ein Rückzugs- oder Fluchtverhalten verstärken. Vor allem, wenn die Hürden hoch und keine weiterführenden Schritte absehbar sind. Erich Fromm (ebd., S. 205) weist darauf hin, wie bedeutend konkrete Umsetzungsmöglichkeiten sind. Ursachen (psychoanalytisch) aufzudecken ist gewiss wichtig, aber beschränkt wirksam, wenn sich keine unmittelbaren Veränderungen daran anknüpfen lassen.

Und so kommt es, dass Armutsbetroffene, die sich abgehängt fühlen, zuweilen rechtspopulistische Parteien unterstützen, die den sozialen Abbau vorantreiben. Sie sei doch selber schuld, dass sie so wenig verdiene, sagte mir eine alleinerziehende Mutter. Sie hätte halt in der Schule besser aufpassen müssen. Und sie findet es «völlig okay», dass der Preis für die Wohnungsmiete steigt, den sie kaum bezahlen kann. Denn wenn es den Reichen nicht besser gehe, stünden die Armen noch schlechter da. Zudem wolle sie nie mehr für dumm gehalten werden. Deshalb sage sie stets, alles sei «in Ordnung».

... die meisten Menschen meinten, dem eigenen Willen zu folgen, auch wenn sie manipuliert würden.

Ja, das Eingeständnis, dass etwas nicht stimmt, ist auch ein Appell an sich selbst, etwas zu verändern. Und wem fällt das schon leicht? «Wir haben Angst vor dem Schritt ins Ungewisse, ins Unsichere, und vermeiden ihn deshalb», schreibt Erich Fromm (ebd., S. 134) Wer aber mit dem Versuch, etwas zu ändern, schon missliche Erfahrungen gemacht hat, hält sich lieber zurück und die Fassade hoch. Ganz nach dem Motto: alles okay. Und wer sich mit Mächtigen identifiziert, kann auch einfacher fantasieren, selbst zu den «Besseren» zu gehören.

Wenn der psychische Druck zu groß wird, kommt auch öfters ein Treten nach unten zustande, das die persönliche Misere scheinbar ein wenig entlastet, andere stärker mitleiden lässt und soziale Ungleichheit stabilisiert. «In der patriarchalischen Gesellschaft war selbst der ärmste Mann noch Eigentümer seiner Frau, seiner Kinder», bemerkt Erich Fromm (ebd., S. 90) und ergänzt (ebd., S. 100), die meisten Menschen meinten, dem eigenen Willen zu folgen, auch wenn sie manipuliert würden. Die Forderung, die Illusion über seinen Zustand aufzugeben, verlange deshalb mit Marx, einen Zustand aufzugeben, der der Illusionen bedürfe.

Es gibt aber auch soziale Strategien, die Widerständigkeit von sozial Benachteiligten zu fördern. Die ATD-Vierte Welt weist beispielsweise öffentlich



mit Betroffenen auf missliche Lagen hin. Andere Resilienz-Strategien tendieren dazu, die Widerständigkeit eher konform anzupassen, denn zu stärken. So soll etwa ein rationelles Selbstmanagement das Verhältnis zu sich selbst bewirtschaften. Wer jedoch missliche Verhältnisse individualisiert, banalisiert und entpolitisiert sie.

Folgerung (5): Hört auf, Armutsbetroffene zu psychologisieren. Sozial Benachteiligte benötigen vor allem bessere sozio-ökonomische Strukturen, damit ihre Anstrengungen zum Tragen kommen. So argumentieren die einen. Andere machen geltend, dass mehr finanzielle Mittel alleine zuweilen wenig helfen. Vor allem, wenn Armut quasi vererbt und fest verinnerlicht ist. Aber auch hier geht es darum, strukturelle, kulturelle und individuelle Zugänge gemeinsam in Betracht zu ziehen und nicht gegeneinander auszuspielen. Oft kommt zuerst das Essen, gewiss. Und ohne Hunger ist es wohl einfacher, zum kreativen Tun aufzubrechen. Je nachdem kann allerdings auch eine therapeutische Beratung oder eine Lesegruppe in einer öffentlichen Bibliothek dazu anregen, das direkt anzugehen, was einen herausfordert.

Kreativität freisetzen (Grundeinkommen)

Erich Fromm (ebd., S. 107) wollte «Luxus und Armut ausrotten» und Einkommensunterschiede abbauen, die gänzlich andere Lebenserfahrungen mit sich bringen. Dabei wollte er keineswegs alle gleich schalten, aber schon dazu veranlassen, ihre Egozentrik und Selbstsucht aufgeben. Das Tätigsein bedinge vielmehr Freiheit, Unabhängigkeit und kritische Vernunft. (ebd., S. 110-111) Damit individuelle Bemühungen zum Tragen kommen, seien ferner eine von Grund auf veränderte sozio-ökonomische Struktur und ein einvernehmliches Verhältnis zur menschlichen Natur nötig. Konkret plädierte Fromm (ebd., S. 231) auch für die «Garantie eines jährlichen Mindesteinkommens». Und dezidiert wandte er sich gegen das Dogma (ebd., S. 125), dass der Mensch von Natur aus faul sei.

In der Schweiz befand die stimmberechtigte Bevölkerung am 8. Juni 2016 über ein Bedingungsloses Grundeinkommen (BGE). Die Initiative sah vor, allen Personen einen möglichst existenzsichernden Grundbetrag zu garantieren. Etliche Linke lehnten das BGE ab, weil es die von der ArbeiterInnen-Bewegung erkämpfte soziale Sicherheit aufweichen könnte. Bürgerliche befürchteten hingegen steigende Kosten und sinkende Arbeitsmoral.

Nun, viele Menschen strengen sich enorm an, um eine Arbeit zu finden. Sie suchen Verantwortung und Anerkennung. Die Erwerbsarbeit dürfte ihren



hohen Stellenwert also auch bei einem Grundeinkommen beibehalten. Ein BGE könnte zudem dazu führen, wenig attraktive Arbeiten besser zu entlohnen und zu verteilen. Allerdings könnten dann Unternehmen die Leistungsschwachen einfacher entlassen. Diese Gefahr besteht. Für die berufliche und soziale Integration sind deshalb weitere Anstrengungen nötig. Zum Beispiel eine gute Grund- und Erstausbildung für alle und unbürokratische Sofort-Hilfe. Wer in eine Krise gerät und keine finanziellen Reserven hat, soll nicht zuerst mühsam nachweisen müssen, Hilfe zu benötigen. Vielmehr soll gelten: Hilfe bekommt, wer Hilfe braucht. Ein Rechtsanspruch auf Hilfe entlastet. Er trägt auch dazu bei, Menschen weniger zu stigmatisieren.

Das BGE erweitert persönliche Entscheidungs- und Handlungsmöglichkeiten. Es mindert den Anpassungsdruck und führt dazu, dass sich sozial Benachteiligte weniger gegenseitig aufreiben und mehr miteinander solidarisieren. Ein BGE verteilt soziale Risiken auf die ganze Gesellschaft. Die Rückendeckung unterstützt die Individuen, selbst Verantwortung zu übernehmen. Sie ermöglicht, Kräfte gezielt und konstruktiv einzusetzen. Somit relativiert das BGE die einseitige Erwerbsorientierung, die soziale Fertigkeiten verkümmern lässt. Es vermindert psychosomatische Erkrankungen. Wer Freiräume hat, leidet weniger. Das BGE entlastet auch die Sozialhilfe. Aufwendige Abklärungen über den Anspruch auf Hilfe entfallen. Geld lässt sich so weniger als Machtmittel einsetzen. Aber das BGE müsste zumindest existenzsichernd sein. Und es dürfte keine bestehenden Sozialleistungen unterlaufen.

Unter heutigen Bedingungen ließen sich mit einem Grundeinkommen einfach die (Miet-) Preise erhöhen und die Löhne senken. Der Staat müsste dann die Differenz übernehmen. Ohne weitere Demokratisierung von Wirtschaft und Gesellschaft ist ein BGE von beschränkter Reichweite. Damit Menschen möglichst selbst ihre Existenz sichern können, sind vor allem auch die unteren Einkommen anzuheben, der soziale Ausgleich zu fördern und ein Recht auf sinnvolle Arbeit einzuführen.

Das BGE entlastet auch die Sozialhilfe. Aufwendige Abklärungen über den Anspruch auf Hilfe entfallen. Geld lässt sich so weniger als Machtmittel einsetzen.

Folgerung (6): Die Debatten über ein Bedingungsloses Grundeinkommen (BGE) dynamisieren fest gezurrte Reformen der sozialen Sicherung. Das ist wertvoll. Ein erster Schritt könnte (in der Schweiz) sein, bestehende Ergänzungsleistungen (EL) zur Alters- und Invalidenversicherung (AHV/IV) auf alle Haushalte mit zu wenig Einkommen auszuweiten. Ein Garantiertes Mindesteinkommen (GME) ist auch möglichst über progressive Steuern zu finanzieren, damit ein wirksamer Umverteilungseffekt zustande kommt. Von neo-liberalen



Varianten ist klar abzusehen. Sie befürworten ein GME, um Konkurrenz- und Marktmechanismen weiter zu befördern. Zum Beispiel über das Erhöhen von Studiengebühren und Mietpreise. Und das würde vornehmlich der Orientierung am Haben entsprechen. Was bei Fromm ganz anders gemeint ist.

Wie Reiche denken und lenken (Macht)

Nach mehreren Armutsstudien wandten wir uns vor zwanzig Jahren vermehrt der anderen Seite der sozialen Ungleichheit zu, dem materiellen Reichtum und der Macht. In «Reichtum in der Schweiz» (Mäder & Streuli 2002) typisierten wir, wie sich der ältere Basler Reichtum präsentierte: bescheiden, fleißig, großzügig und paternalistisch. Robert Jeker, ein ehemaliger Bankdirektor, der sich da zugehörig fühlte, erklärte mir, seiner Tochter erst ein Reitpferd geschenkt zu haben, nachdem sie ihm gute Schulnoten vorzeigen konnte.

Beim neueren Reichtum, der mehr in Zürich angesiedelt ist, fließt das Geld schneller. Er ist pragmatischer und protziger zugleich, scheut keine Titelseite eines Boulevardblattes und bevorzugt das Sponsoring gegenüber Spenden. Er kommt unkompliziert und mit weniger Kontrollinstinkt daher. Beide Typen haben ein eher distanzierendes Verhältnis zum Staat. Allerdings mit Unterschieden. Und da hat sich in den letzten dreißig Jahren auch viel verändert. «Gerade weil sich die Wirtschaft zunehmend konzentriert», sagte mir noch Alex Krauer, der frühere Verwaltungsratspräsident des Pharma-Konzerns Novartis, sei ein demokratisches Gegenwicht wichtig. Ein wirtschaftlicher Selbstlauf sei nämlich sehr gefährlich. Die Monopole bedürften eines starken demokratischen Korrektivs. Sein Nachfolger, Daniel Vasella, problematisierte die sozialen Diskrepanzen weniger. Er attestierte ihnen sogar eine dynamisierende Wirkung und legitimierte Tendenzen der Privatisierung und Deregulierung. Vielleicht trägt die Corona-Pandemie dazu bei, den politischen Einfluss etwas aufzuwerten und die Konzerne regional verantwortlicher einzubeziehen. Erich Fromm wollte die Wirtschaft demokratisieren und dezentralisieren. Die Entwicklung steuerte in eine andere Richtung.

In der ersten Reichtumsstudie (Mäder & Streuli 2002) versuchten wir auch, dem flexiblen Sozial-Charakter weiter auf die Spur zu kommen. Sei mobil und sei flexibel. So lautet ja ein gängiges Motto. Doch wer sich daran hält, läuft zunehmend Gefahr, finanziell abzustiegen. Das zeigt sich vor allem bei jenen mittleren Sozialschichten, bei denen die berufliche Mobilität am höchsten ist. Anfänglich führten Stellenwechsel in den meisten Fällen dazu, die Einkommen zu erhöhen. Mittlerweile ist diese Entwicklung, kaum bemerkt, rückläufig. Das heißt, sie wird öffentlich kaum diskutiert. Unmittelbar



Betroffene nehmen diese Entwicklung schon wahr. Die postulierte Flexibilität führt jedenfalls vermehrt zur Prekarität. Aber noch hält sich die Ideologie: sei mobil und flexibel.

In unserer weiteren Studie *Wie Reiche denken und lenken* (Mäder et al. 2010) weisen etliche biografische Verläufe auf die Bedeutung der Herkunft hin. Mit feinen Unterschieden. In der Regel stärkt eine komfortable Ausgangslage das Vertrauen, dass sich auch in Krisen irgendwo ein Türchen öffnet. Wobei das ja schon von der finanziellen Ausstattung her wahrscheinlicher ist. Lucy K. wuchs «enorm behütet» auf. Finanziell sowieso: «Wir hatten alles, es fehlte uns an nichts, im Gegenteil.» Ihr protestantischer Vater, Direktor eines Chemie-Konzerns, stammte aus dem Basler «Daig». Er achtete darauf, «dass wir nie das Gefühl bekamen, dass wir etwas Besseres wären». «Wir sind auch nur selten exotisch in die Ferien geflogen. Wir sind eigentlich immer nach England gefahren oder nach Wengen.» Und beide, Mutter und Vater, «vermittelten ein starkes Leistungsdenken». Ohne diesen Hintergrund, sagt Lucy, hätte sie ihr Abitur kaum geschafft. Annemarie Burckhardt wies in unserer Studie *Raum und Macht* (Mäder et al. 2014) darauf hin, wie im privilegierten Basler Gellert-Schulhaus sämtliche «ArbeiterInnen-Kinder» aus dem benachbarten Breite-Quartier systematisch vom Besuch eines weiterführenden Gymnasium ausgeschlossen wurden.

Die postulierte Flexibilität führt jedenfalls vermehrt zur Prekarität. Aber noch hält sich die Ideologie: sei mobil und flexibel.

In *macht.ch – Geld und Macht in der Schweiz* (Mäder 2015) diskutieren wir, wie sich Machtverschiebungen fassen lassen. Wir wählten dabei das Bild eines Wurzelgewächses, das wie ein Rhizom vernetzt ist und mehrere Zentren aufweist. Wir kontrastierten damit Vorstellungen eines einheitlichen Machtzentrums. Wir relativierten auch den Trend zur meritokratischen Leistungselite. Nur wer ganz fleißig sei, schaffe den Sprung nach oben, so lautet die Verklärung. In der Tat spielt die soziale Herkunft nach wie vor eine große Rolle. Machteliten reproduzieren sich so. Erich Fromm interessierte sich für deren narzisstische Prägungen. Wir interviewten dazu auch mehrere PsychoanalytikerInnen.

Psychoanalytiker Gerhard Dammann (2007), ehemaliger Direktor der Psychiatrischen Klinik in Münsterlingen, beschreibt die Sucht nach Anerkennung als Motor für Erfolg. Wir tauschten uns öfters aus. Mit Ehrgeiz und Emotionslosigkeit lasse sich viel erreichen: Der Narzissmus verknüpft Erfolg mit einer gefährlichen Führerschaft. Narzisstischen Menschen fehlen die Bodenhaftung und das Gefühl für Grenzen. Sie erheben sich über andere und sehen in ihnen viel Feindliches. Sie gewähren wenig Unterstützung und nutzen ihre Energie



für eigene Ziele. Die strapazierte Konkurrenz verlangt, sich stets durchzusetzen. Geltungssüchtige sind mit andern nur oberflächlich verbunden. Sie pflegen ihr eigenes Ego.

Die forcierte Konkurrenz «schwemmt», so Psychoanalytiker Hans-Jürgen Wirth (2002), vornehmlich nach oben, wer über viel Geld und über die Bereitschaft verfügt, harte Entscheidungen wie Entlassungen zu treffen. Soziale Kompetenzen sind da wenig gefragt. David Owen (2016), Neurologe, Psychiater und ehemaliger britischer Außenminister, widerspricht. Bei Kaderposten würde inzwischen mehr auf soziale Kompetenzen geachtet. Die Abschottung führe in den oberen Etagen aber dann dazu, realitätsblind zu werden und sich zu überhöhen. In der Wirtschaft sei dies noch ausgeprägter der Fall als in der Politik. Wobei mittlerweile auch in der Politik mehr eigene finanzielle Mittel nötig seien, um in entscheidende Gremien zu gelangen.

Der Psychotherapeut Thomas Kornbichler (2007) deutet die «Sucht, ganz oben zu sein» als fehlgeleitete Kompensation empfundener Minderwertigkeit. Für Mächtige sei genug nie genug. Sie wollen mehr: Geld, Anerkennung und Macht. Ihr Einfluss gibt ihnen Sicherheit. Sie wenden sich kaum fördernd andern zu. Sie suchen Wissen nicht wegen der Wahrheit, Kunst nicht wegen der Schönheit, Menschen nicht wegen der Geselligkeit und Wirtschaft nicht wegen dem allgemeinen Wohl. Etwas Philosophie verleiht dem strategischen Denken zudem «höhere Würde». Der Ego-Kult ist eine gehobene Sucht.

Die narzisstische Macht lässt sich auch als Krankheit der Macht (*Maladie du Pouvoir*) beschreiben. Sie reicht wohl weit über Führungspersonen hinaus. Denn an ihnen orientieren sich auch andere Kreise. Einzelne Elemente eignen sich wohl, den Marketing- und Flexiblen Charakter weiter zu entwickeln. Wer fremde Gebote verinnerlicht, erfährt den äußeren Erfolg als Mittel zum Zweck. Wichtig ist, im Rampenlicht zu stehen. Das hält andere auf Distanz, die einen bewundern sollen. So drückt die Sucht nach Anerkennung auch Angst vor Nähe aus. Sie verunmöglicht Empathie. Folgen sind Neid, Zynismus, Häme und Ressentiments, die einen selbst schädigen. Wer prophylaktisch Giftpfeile im Köcher trägt, vergiftet sich damit selbst. Und wer, Fromm (ebd., S. 104) beschreibt das, im Verlangen nach Unsterblichkeit permanent Besitz und Eigentum steigern muss, betrügt sich selbst. Entfremdung findet offenbar auch (oder erst recht) in den oberen Etagen der Macht statt.

Folgerung (7): Der Reichtum konzentriert und verflüchtigt sich. Sich möglichst mobil und flexibel zu verhalten, gewährt keinen sozialen Aufstieg mehr. Was allemal hilft, ist die Ausstattung mit Kapital. Sie ist vielen schon in die Wiege gelegt. Das stellt den vermeintlich klaren Trend zu Leistungseliten infrage. Machteliten, die sich durch Geburt und Zugehörigkeit formieren, dominieren



weiterhin. Vier Fünftel der wirtschaftlichen Kader stammen aus gehobenen Schichten. Zudem gibt es viele Menschen, die enorm viel leisten und kaum auf einen grünen Zweig kommen. Gleichwohl hält sich die trügerische Annahme aufrecht, in unserer Leistungsgesellschaft gäbe es nur noch Leistungseliten.

Konflikte verbinden, wirklich? (Friedensforschung)

Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs wollte der bald 20-jährige Erich Fromm, misstrauisch gegenüber offiziellen Ideologien, die Irrationalität des menschlichen (Massen-)Verhaltens verstehen. Jürgen Hardeck (2005, S. 15) geht in seiner dichten und kritischen Fromm-Biographie darauf ein. Später trat Erich Fromm der amerikanischen Sozialistischen Partei bei und wirkte aktiv in der Friedensbewegung mit. Weil er es für seine Pflicht hielt, nicht passiv zuzusehen, wie sich die Welt auf eine selbst gewählte Katastrophe zubewegt.

Kriege sind leider immer noch aktuell und beständig (vgl. Mäder et al. 2009). Aktuell, weil sie weltweit unzählige Menschen bedrohen; beständig, weil die Geschichte auch eine Abfolge von Kriegen ist. Kriege haben viele Facetten, nationalistische, ideologische, politische, wirtschaftliche, gesellschaftliche, kulturelle und ökologische. Kriege haben auch viel mit der Kolonisation, mit sozialen Ungleichheiten, dem Kampf um Öl, Gas, Wasser und fruchtbare Böden zu tun. Zudem mit einer heroisierten Omnipotenz, die über narzisstische Reiche hinaus weist. Kriege lassen sich jedenfalls auf kein einfaches politisches Kalkül reduzieren. Auch der Kampf um Werte und Bürger/innen-Kriege sind zurückgekehrt. Westliche Zentren bekämpfen mit so genannt friedenserhaltenden Maßnahmen die «Achse des Bösen». So fordert der Kampf gegen den Terrorismus wesentlich mehr Tote als der Terrorismus selbst.

Die Konfliktforschung ist stark politologisch besetzt, verlangt aber interdisziplinäre Zugänge. Soziologische Ansätze reichen über institutionelle Analysen hinaus. Sie beleuchten Prozesse der Machtkonzentration. Die ältere Friedensforschung der 1970er-Jahre betont strukturelle Ursachen von Konflikten. Neuere Konfliktanalysen konzentrieren sich mehr darauf, Konfliktdynamiken zu dekonstruieren. Während die ältere Generation vor allem für eine inhaltliche Ausgestaltung des Friedens eintritt, richtet die jüngere (Hochschul-)Generation ihre Aufmerksamkeit mehr auf pragmatische Aspekte. Sie entfernt sich dabei von einem Friedensbegriff im Sinne der Verteilungsgerechtigkeit und Abwesenheit von struktureller Gewalt.

Die Kritische Friedensforschung will Wege zum Frieden erkunden. Radikal konstruktivistische Konfliktanalysen plädieren indes dafür, Abstand von normativen Annahmen zu halten. Sie wollen die Wahrnehmung sensibilisieren



und die Kompromissfähigkeit fördern. Was bedeutet das? Ein normatives Verhalten orientiert das Sein am Sollen. Es definiert Ziele und eine Orientierung. Erich Fromm legte stets Wert darauf. Menschen schreiben die Geschichte ja auch mit. Und dies hoffentlich möglichst bewusst. Wer normative Prägungen verneint, betrügt sich selbst. Sie sind immer vorhanden. Wichtig ist, sie transparent darzulegen und nicht zu überhöhen. An der eigenen Wahrnehmung und Kompromissfähigkeit zu arbeiten, mag sinnvoll sein, ersetzt aber keine Friedensforschung.

An der Uni Basel verantwortete ich zehn Jahre lang den Studiengang in Friedens- und Konfliktforschung. «Konflikte verbinden», lautete ein häufiger Ausspruch. Gruppen sind tragfähiger, bilanzierten wir aus vielen Arbeiten, wenn sie Konflikte nicht hierarchisch, sondern demokratisch angehen. Divergente Interessen und soziale Positionen prägen das Zusammenleben. Konflikte gehören dazu. Interdependente Dynamiken verlangen verstehende Annäherungen, die sich mit dialektischen, systemisch-konstruktivistischen und psychoanalytischen Zugängen vernetzen. Konflikte beinhalten ein Informations- und Reflexionspotential. Wer sie wegdefiniert, einfach harmonisiert oder pragmatisch managt, behindert mögliche Erkenntnisse. Zum Beispiel darüber, wie wir Ängste mit Feindbildern abwehren und unsere Kritiken an die Adresse unseres eigenen Schattens richten. Wir verurteilen bei andern, was wir selbst unterdrücken. Oder wir flüchten uns in Identitäten, die Ambivalenzen übergehen und in homogenisierten Gruppen regredieren. Das Zulassen von Differenz und Konflikten fordert uns hingegen heraus, etwas zu verändern. Das können auch gängige Vorstellungen von Männlichkeit oder Weiblichkeit sein.

Ideal typisiert: Viele Manager und Männer halten sich für konfliktfähig. Sie orientieren sich in ihrem Selbstbild und ihren Teamvorstellungen an Blitz und Donner; zumal die Luft nie so rein sei, wie nach einem Gewitter. Gerne kritisieren sie andere, die konsensbedacht sind. Das erlebte ich schon in unzähligen Workshops. Frauen und Sozialtätige plädieren indes eher für ein organisches Verständnis. Sie gewähren mehr Zeit und respektieren individuelle Eigenheiten. Skeptisch beurteilen sie mechanische Modelle, die das Funktionelle betonen. Beim Reflektieren zeigt sich dann oft bei (selbst erklärten) Blitz-Typen: Wir lehnen bei andern ab, was wir uns selbst vergönnen; beispielsweise mehr Gelassenheit. Diese Einsicht hilft, zu integrieren, was wir gerne unter den Tisch wischen. Einfache Übungen im Umgang mit Konflikten regen dazu an. Sie veranschaulichen auch, wie Konflikte verbinden können, sofern es sich um keine kriegerischen Auseinandersetzungen handelt.

Folgerung (8): Kriege und gewalttätige Konflikte gehören zur Haben-Struktur. «Denn solange die Völker aus Menschen bestehen, deren hauptsächliche



Motivation das Haben und die Gier ist, werden sie notwendigerweise Krieg führen», schreibt Erich Fromm (ebd., S. 140) Friede ist aus seiner Sicht nur möglich, wenn die Habenstruktur durch die Struktur des Seins ersetzt wird. Die Vorstellung, man könne Frieden haben, während man das Streben nach Besitz und Gewinn unterstützt, ist eine gefährliche Illusion. Sie hindert Menschen daran zu erkennen, «dass sie sich einer klaren Alternative stellen müssen: entweder eine radikale Veränderung des Charakters oder ewiger Krieg» (ebd., S. 141). Alternativen sind allerdings wenig erforscht und erprobt.

Kürzlich erzählte mir Valentine, ein Lehrer, wenn er den Kindern erlaube, Krieg zu spielen, dann wüssten alle sofort, wie das geht. Ja, sie legten sogleich los. Peng, peng. Den Kindern aber zu sagen, jetzt spielt mal Frieden, das irritiere und lasse Ratlosigkeit aufkommen.

Einen Hoffnungsschimmer sehe ich in den pluralisierten Sozialstrukturen. Sie tragen dazu bei, Vielfalt zu anerkennen. Mechanische Produktions- und ökonomisierte Lebenswelten beförderten ein funktionalistisches Denken. Vielfältige Sozialstrukturen unterstützen indes eine differenziertere Auseinandersetzung mit Widersprüchen. Sie schärfen den Blick für das, was nicht nur trennt, sondern auch verbinden könnte.

Solange die Völker aus Menschen bestehen, deren hauptsächliche Motivation das Haben und die Gier ist, werden sie notwendigerweise Krieg führen

Soziale Realitäten wahrnehmen (Alltagssoziologie)

Wer etwas lange und aus verschiedenen Perspektiven anschaut, sieht mehr. Sten Nadoldny (1983) veranschaulicht das in seiner Roman-Biographie über John Franklin. John litt als Kind mit einer Behinderung darunter, Bäume nicht so rasch erklimmen zu können wie andere. Ein Lehrer vermittelte ihm dann den Wert der Langsamkeit. Und John verwandelte seine Not in eine Tugend. Er erforschte die Antarktis und demokratisierte Tasmanien (als Gouverneur). «Begegnungen kommen da zustande», notierte er, «wo Menschen langsam aufeinander zugehen». Schön. Allerdings gibt es auch eine Langsamkeit, die aus dem Mangel kommt und deshalb nicht sehend ist, sondern blind. «Zeit ist Geld», sagte hingegen Benjamin Franklin. Er ökonomisierte die Zeit, was dazu führte, deren Fliessen kaum mehr wahrzunehmen.

René Reinhard hatte meistens viel Zeit. Im April 2013 ist er wieder einmal abgehauen! Leider endgültig. Während seiner neunjährigen Inhaftierung gelang es ihm früher mehrmals, aus dem Gefängnis auszubrechen, das er 1971 definitiv verließ. Der «Nirgendwo Sesshafte» erlebte nun die Freiheit als «gro-



ßen Knast». Eine Psychotherapie half ihm jedoch, damit umzugehen. «Heute weiß ich», sagte er mir mehrmals, «dass die Freiheit nur in Träumen Wirklichkeit werden kann.» René schrieb nun «Stories über den täglichen Wahnsinn» und verkaufte seine Geschichten auf der Straße. Er lebte, recht zufrieden, stets unter dem Existenzminimum. Als Heimzögling träumte René einst davon, Fotograf zu werden. Die Baselbieter Heimatgemeinde lehnte eine Kostengutschrift ab. So kam nur eine interne Ausbildung als Schneider infrage. Später heuerte René bei einem Milchmann an. Nach einem Monat durfte er einkassieren. Wie die Tasche mit dem vielen Geld immer schwerer wurde, lockte das Meer. So führte sein Weg immer wieder hinter Gitter.

Einem Pfarrer klaute René einmal 300 Schweizer Franken. Der Pfarrer vermisste dann plötzlich noch eine zweite Brieftasche. Nach langer Einvernahme gestand René, diese ebenfalls entwendet zu haben. Doch der Pfarrer fand sie wieder und meldete das. Was René ein weiteres Verfahren und eine zusätzliche Strafe bescherte. Wegen falscher Aussage – in Absurdistan. Ich verdanke René viel. «Man kann es auch anders sehen», sagte er mir immer wieder. Und was ich damit sagen will: Der Alltag ist voller Geschichten und Begebenheiten. Es lohnt sich, sie wahrzunehmen. Die einfachen Zugänge helfen zu verstehen, was sich gesellschaftlich tut. Dies auch bezüglich sozialer Ungleichheiten.

Im Rahmen unserer Macht-Studie (Mäder 2015) sprach ich mit dem CEO eines Elektro-Konzerns. Ein renommierter Wirtschaftsanwalt war dabei. Er nahm während unserem Treffen einen dringlichen Anruf von einem Geschäftsmann an, der Rat suchte. Und zwar wegen einem selbst verursachten Autounfall. Offenbar benutzte der Geschäftsmann während der Fahrt sein Handy. Und der Anwalt empfahl ihm nun, das Handy verschwinden zu lassen und der Polizei zu sagen, ein Lastwagen habe ihn abgelenkt. Auf meine Frage, warum er nicht einfach empfehle ehrlich zu sein, entgegnete er mir: «So naiv wie Sie sind, kann man gar nicht sein. Das ist doch ein Kunde von mir.» Nun, diese einfache Begebenheit deutet zumindest an, wie gefährlich eine Rechtspraxis ist, die sich am Geld bzw. Haben orientiert, was Fromms Marketing-Charakter eigentlich bereits impliziert bzw. antizipiert.

Prospektiv viel Versprechendes erlebte ich in einem Seminar. Ich bat die Studierenden, eine alltägliche Wahrnehmung zu beschreiben (Mäder & Schwald 2017). Sarah Madörin wählte ihren Alltag in der Wohngemeinschaft. Sarah wohnt mit einer Studentin und zwei Studenten zusammen. Alle sind zwischen zwanzig und dreißig Jahren alt und haben den Eindruck, den gemeinsamen Alltag gleichberechtigt zu gestalten. Indem Sarah ein Tagebuch schreibt, nimmt sie manche Begebenheiten präziser wahr. Wer stellt eigentlich meistens die Abfallsäcke raus? Und wer hat das letzte Wort bei Debatten?



Über das intuitive Wahrnehmen hinaus erhellt die systematische Betrachtung feine Unterschiede. Sie hilft sogar ein wenig, den epistemologischen bzw. erkenntnistheoretischen Bruch zwischen dem Alltagsverständnis und tieferen Einsichten zu überwinden. Wobei hier auch die Gefahr mitschwingt, einen Befund, der etwas gründlicher erhoben wurde, umso mehr zu überschätzen. Kritische (Selbst-)Reflexion hilft jedenfalls, die Sensibilität für eigene Konstruktionen zu schärfen. Was damit gemeint ist, veranschaulicht Martina Montanes. Sie erzählte, wie sie beim Einkaufen darauf achtet, woher die Waren kommen: regional, saisonal etc. Dabei ertappt sie sich ab und zu, die Einkaufskörbe der anderen Kundinnen und Kunden zu mustern und zu bewerten. Sie verbündet sich dann innerlich mit jenen, die, wie sie, (umwelt-)bewusst einkaufen. Und sie hadert mit jenen, die das nicht tun. Bis sie sich fragt, ob es ihr beim Einkaufen darum geht, sich moralisch besser als andere zu fühlen.

Folgerung (9): Nun, ich knüpfe gleich am Beispiel vom Einkaufen an. Martinas selbst-kritische Introspektion ist für mich vorbildlich. Sie reflektiert das eigene Erleben und verknüpft diese Erfahrung mit dem Gesellschaftlichen. Martina tut dies, indem sie auch auf soziale Hierarchien hinweist, die sich beim Einkaufen manifestieren. Ja, bei den Warenhaus-Kassen da zeigen sich ebenfalls soziale Klassen. Die Studentin verbindet so strukturelle und kulturelle Dimensionen, die sich situativ dokumentieren. Hand in Hand. Und sie verdeutlicht dabei, wie politisch das Persönliche ist. Wer das so direkt und selbst-kritisch anspricht, erhöht damit die Chance, auch andere anzusprechen und zu berühren.

Soziale Verbindlichkeiten stärken (Perspektiven)

Die Gesellschaft des Habens und der Marketing-Charakter äußern sich in Krankheiten der Macht, die viel Leid erzeugen. Aber was hält zerstörerische Mechanismen aufrecht, die eine Normalität erzeugen, von der zu fragen ist, wie normal sie ist? Song-Poet Konstantin Wecker (2012) besingt «Absurdistan» in *Wut und Zärtlichkeit*. «Wir brauchen Kinder, die funktionieren», so Wecker. Und: «Wer will schon ein Kind, das lacht.»

In *Nie wieder 80* führt ferner Dieter Hildebrandt (2007) aus, wie er schon durchnässt aus einem Albtraum erwachte, um dann festzustellen, dass die Wirklichkeit noch schrecklicher sei. Hildebrandt veranschaulichte das anhand behördlicher Bürokratie. Nach langem Hin-und-Her erlaubte das Sozialamt einer alleinerziehenden Mutter, mit ihren schulpflichtigen Kindern in einer Wohnung bleiben zu dürfen; obwohl diese (gemäß Richtlinien) ein Zimmer zu viel hatte. Ein Zimmer, das dann, so lautete der Beschluss, einfach leer und



verschlossen bleiben musste. Nun, solche Beispiele deuten an, was sich gesellschaftlich tut. Aber wie ausgeprägt? Das ist schwierig abzuschätzen und gilt auch für positive Beispiele. Ja, es gibt viele Menschen, die sich trotz ökonomisiertem Umfeld sehr sozial verhalten. Und in der Schweiz werden jährlich etwa acht Milliarden Stunden bezahlte und neun Milliarden Stunden unbezahlte Arbeit verrichtet. Das Brutto-Inlandprodukt ignoriert jedoch den Wert der unbezahlten Arbeit. Vielleicht rührt meine Zuversicht daher, täglich Menschen zu begegnen, die sich engagieren, ohne dafür eine Belohnung zu erwarten. Aber vielleicht beschönige ich die Wirklichkeit auch, um sie besser auszuhalten?

Ein wichtiger Aspekt ist für mich die Individualisierung. Sie steht für Vereinzelung, Egotrip und Anderes. Laut Fromm (ebd., S. 91) kann sie auch «Befreiung von gesellschaftlichen Fesseln bedeuten». Historisch hat die Individualisierung dazu beigetragen, autoritäre Kollektive aufzuweichen. Sie hat das Ausbrechen aus einer «Kuhstallwärme der Gemeinschaft» (Theodor Geiger) befördert, in der Zwangsgeborgenheit und hohe soziale Kontrolle vorherrschten. Die Anonymität der Städte bot sich als freiheitlicher Ausweg mit distanzierten Sozialbeziehungen an. Heute realisieren allerdings viele, dass es in der erstrebten Coolness allzu cool geworden ist. Das erhöht wohl die Bereitschaft, soziale Verbindlichkeit selbstbestimmt einzugehen. Und die Pluralität befördert eine Identität, die Widersprüche zulässt und sich fundiert mit ihnen auseinandersetzt.

Demgegenüber stehen autoritäre Bestrebungen der Abschottung. Zum profitgetriebenen Globalismus gehört ein populistischer Provinzialismus, der auf den rigorosen Liberalismus reagiert. Auch einzelne gewerkschaftliche Kreise agieren moderat sozial-populistisch, um ihren Einfluss zu erhöhen (vgl. Alinsky 1946; Mouffe 2018). Was je nachdem der Fall sein mag. Teile der Öffentlichkeit spitzen ihre Ohren aber eher, wenn etwas nicht nur anschaulich, sondern auch möglichst differenziert daher kommt. Und das mobilisiert ebenfalls; auch zu Streiks für höhere Löhne und bessere Arbeitsbedingungen, die Fromm (ebd., S. 128) respektvoll kommentiert und dafür kritisiert, dem Haben verhaftet zu bleiben bzw. den früheren Kampf um Anerkennung und Würde zu vernachlässigen. Bei Habgier gäbe es keine klassenlose Gesellschaft. Und Habgier bezieht sich auf das gesamte Haben-Wollen, das andere Qualitäten verdrängt; beispielsweise das sinnliche Wahrnehmen feiner Unterschiede.

Fromm warnt davor, die Illusion zu schüren, Besitz führe zum Glück. Aber das spricht keineswegs dagegen, die unteren Löhne anzuheben und die soziale Kluft zu verringern. Ich schlage vor, die obersten zehn Prozent der Einkommen auf das Doppelte der untersten zehn Prozent fest zu legen. Fromm (ebd., S. 245) äußert sich zum Umgang mit hohen Einkommen unterschiedlich. Tendenziell ist er großzügiger. «Die neue Gesellschaft bedroht niemandes Eigentum»,



schreibt er. Die hohen Gehälter der Führungskräfte bräuchten nicht gekürzt zu werden. Falls das System funktioniere, «werden sie nicht wünschen, Symbolfiguren der Vergangenheit zu sein». Das klingt freiheitlicher. Aber Freiheit darf sich nicht auf Kosten von andern verwirklichen.

Die soziale Kluft ist in den letzten Jahrzehnten erodiert, auch bei den globalen Handelsbeziehungen; was Lebenssituationen verschlechtert und Menschen zur Flucht zwingt. Wir dürfen den Austausch nicht dem Markt überlassen, der die Kartelle bevorteilt. Wenn Preise für industriell gefertigte Güter steigen, sind auch jene für Rohstoffe anzuheben. Diese Bedingungen sind bewusst zu gestalten. Im Sinne einer Freiheit für alle, die das kapitalistische Prinzip forcierter Konkurrenz überwindet. Anno 68 schien der Kapitalismus an allem schuld zu sein, auch an persönlichen Beziehungskrisen. Aber heute kommt der systemische Blick zu kurz. Und die Demokratisierung der Wirtschaft, die Erich Fromm forderte, macht vor den Pforten mächtiger Unternehmen halt. Da sind auch die Vereinten Nationen gefordert, soziale Verbindlichkeiten übergreifend zu stärken, demokratisch abgestützt. Sonst privatisieren sich herrschaftliche Gefüge, was die Kriegsgefahr erhöht.

Folgerung (10): Leben statt Profit! Viele Jugendliche engagieren sich heute im Sinne dieses Leitsatzes. Sie tun, was Fromm schon früheren Generationen zubilligte; sie fragten nicht, was sie für ihren Einsatz bekämen: Sie polieren nicht ständig ihr Ich auf, um ein begehrenswertes Objekt zu sein. Und so verstärkt sich ein Trend, der die dominante

Haben-Orientierung transzendiert. Ja, integrieren wir die konkrete Utopie in unsere Realität. Im Sinne von: «Soyez réalistes, demandez l'impossible!» Es wäre, erinnert Fromm (ebd., S. 95-99) mit Verweis auf den Niedergang patriarchalischer Gesellschaften, «nicht das erste Mal in der Geschichte, dass eine Minorität den Kurs anzeigt, den die historische Entwicklung nehmen wird».

Fromm (ebd., S. 97) glaubte, «dass sich eine ziemlich große Zahl von Gruppen und einzelnen in diese Richtung bewegt und dass ihnen historische Bedeutung zukommt.» Wobei sich Rebellion auch in Form eines Trägheitsstreiks äußern könne, der zumindest vorübergehend sein Interesse von der Welt abkehrt. Im Sinne einer Weigerung, die sich direkt widerständig und nicht hedonistisch gegen überkommene Arbeitsnormen auflehnt. Die aktive Verweigerung unterscheidet sich auch von einer Selbstaufopferung, die die Welt durch Akte der Zerstörung retten will und dabei die eigene Liebesfähigkeit verliert (ebd., S. 130).

Es wäre nicht das erste Mal in der Geschichte, dass eine Minorität den Kurs anzeigt, den die historische Entwicklung nehmen wird».



Das Einfache verwirklichen, das so schwierig ist (Handeln)

Erich Fromm (ebd., S. 106) warnt davor, sich selbstgerecht zu überhöhen. So sei etwa das ständige Kreisen um Verzicht und Entsagen «möglicherweise nur die Kehrseite eines heftigen Verlangens nach Besitz». Und fanatische Tugend lenke zuweilen vornehmlich von eigenen «sündigen Neigungen» ab. Wichtig sind deshalb gesellschaftliche Veränderungen, die andere Sozialcharaktere formen, die auf Individuen zurückwirken, die diese mitinitiieren.

Eine Kraft der Veränderung sieht Fromm (ebd., 119) in der bedeutsamen Auseinandersetzung zwischen Kapital und Arbeit. Vor allem auch in der umfassenden Art, wie Karl Marx die Rolle des Geldes in seinen Ökonomisch-philosophischen Manuskripten diskutiert. Im Sinne einer kontemplativen Suche nach einer Wahrheit. Sie unterscheidet die Liebesfähigkeit von Selbstaufopferung. Sie verwechselt das gefährlich harmonische Wir-Gefühl nicht mit Emanzipation. Und sie nimmt selbst-reflexiv wahr, wie widersprüchlich jeder neue, weiterführende Schritt unter geldgetriebenen Bedingungen sein kann.

Zur Selbst-Reflexion gehört das erwähnte Bewusstsein dafür, wie zufällig es ist, wo wir geboren werden. Ja, früh entscheidet sich mit, wie unser Leben verläuft; noch ohne eigenes Zutun. Wir zelebrieren aber gerne eigene Verdienste, obwohl andere viel dazu beigetragen haben. Mein Klassenlehrer Walter Dellers hielt beispielsweise seine schützende Hand über mich, als der Rektor unsere anarchistisch-pazifistische SchülerInnen Zeitung verbieten und mich von der Schule weisen wollte.

Ja, früh entscheidet sich mit, wie unser Leben verläuft; noch ohne eigenes Zutun. Wir zelebrieren aber gerne eigene Verdienste, obwohl andere viel dazu beigetragen haben.

Nebst Wohlwollen sind wir auch auf das kritische Korrektiv von andern angewiesen. Ja, wir freuen uns, wenn uns andere auf die Schulter klopfen. Aber das verleitet dazu, sich mit Zunickenden zu umgeben. Und das ist fatal: in Verwaltungsräten, Hochschulen oder Zeitungsredaktionen. Wenn wir stets hören, wie gut wir sind, glauben wir das sogar selbst und verlieren an Realitätsbezug. Kürzlich diskutierten wir an einem Althand-

baller-Treffen sehr kontrovers über aktuelle Tennis-Stars. Da fragte mich ein Kollege, ob ich eigentlich aus Prinzip oppositionell argumentiere. Ich bin ihm dankbar. Auch dem Fußball-Kollegen, der mir zur Pensionierung ein Buch mit dem Titel schenkte: Erfolg ist nicht alles im Leben. Und ja: Was verliere ich, wenn ich nicht gewinne? Das hat mich meine Frau schon öfters gefragt. Und Fromm schreibt (ebd., S. 136): «Wer bin ich, wenn ich bin, was ich habe.» Oder: «Was man gibt, verliert man nicht, sondern im Gegenteil, man verliert, was



man festhält.» (ebd., S. 137) Nun, einfache Begebenheiten können Schlüsselerlebnisse sein. Und weit reichen.

Wichtig ist gewiss auch eine zivilcouragierte Haltung, keine heroische. Oft sind es so genannt einfache Leute, die sich exponieren. Till Bastian (1996) beschreibt das anhand von Personen, die während des Zweiten Weltkriegs verfolgte Jüdinnen und Juden versteckt haben. Oft motivieren uns einfache Begebenheiten dazu, Gutes zu tun oder etwas zu verändern. Eine Büro-Kollegin legte mir einmal einen Zettel auf das Pult mit den schönen Worten: «Geh Du voran, sagt die Seele zum Körper. Auf mich hört er nicht. Vielleicht hört er auf Dich.» Das kommt mir immer wieder in den Sinn. Und reicht über das Persönliche hinaus. Aber eben, damit solche Ansätze zum Tragen kommen, sind entsprechende strukturelle und gesellschaftliche Veränderungen nötig.

«Geh Du voran, sagt die Seele zum Körper. Auf mich hört er nicht. Vielleicht hört er auf Dich.»

Erich Fromm (ebd., S. 163) bezeichnet das Ergebnis der Interaktion zwischen individueller psychischer Struktur und sozio-ökonomischer Struktur als Gesellschafts-Charakter. Und stellt fest (ebd., S. 164): «Eine Veränderung eines der beiden Faktoren hat eine Veränderung beider zur Folge.» Veränderungen sind also permanent in beiden Bereichen sinnvoll; nicht: zuerst bei den Strukturen und dann bei den Menschen (oder umgekehrt). Wichtig sind für Fromm (ebd., S. 169) auch Ziele. Sie sollen das Bedürfnis der Menschen aufnehmen, dem Leben einen Sinn zu geben. Und selbstverständlich soll sich auch die Produktion an den «wahren Bedürfnissen der Menschen» (ebd., S. 195), statt an Erfordernissen der Wirtschaft orientieren. Viel Weiteres kommt hinzu. Nur angedeutet: ein neues Verhältnis zur Natur, das auf Kooperation und nicht auf Ausbeutung beruht; ein menschliches Wohlsein, das auf vernünftigem Konsum basiert...

Charakterliche Änderungen sind laut Fromm (ebd., S. 205) möglich, wenn Menschen ihr Leiden ursächlich wahrnehmen und bereit sind, ihre Lebenspraxis zu ändern. Ohne konkrete weiterführende Schritte steht das veränderte Bewusstsein isoliert da. Fromm unterscheidet sich da von traditionell psychoanalytischen Haltungen. Unterschiede zeigen sich auch bei der psychoanalytischen Deutung pathologischer Charakterstrukturen (ebd., S. 105). Geiz kann beispielsweise durchaus als gesellschaftliche Krankheit mit überhöhter Ordnungsliebe, Pünktlichkeit und trotzigem Analphasen korrespondieren. Er kann auch einen Zusammenhang zwischen Geld und Kot oder Gold und Dreck symbolisieren. Fromm sieht sehr wohl frühkindliche Prägungen. Aber er veranschlagt spätere Umwelteffekte viel höher. Er räumt auch die Bedeutung erblicher Prägungen ein und veranschlagt sie mit rund einem Drittel. Ebenso wie die persönlichen und umweltbezogenen Einflüsse.



Folgerung (11): Ich komme in meinen Arbeiten und Überlegungen ebenfalls dazu, die Einflüsse der Umwelt stark zu gewichten. Empirisch und theoretisch abgestützt, lassen sich allerdings keine präzisen Quantifizierungen vornehmen. Das betrifft auch die Ausgangsfrage, was wir aus dem machen, was die Gesellschaft aus uns macht. Wie weit die persönlichen Handlungsräume reichen, ist ungewiss. Wichtig ist, diese zu nutzen und sich mit den gesellschaftlichen Prägungen auseinander zu setzen.

Und jetzt? (Ausblick)

Erich Fromm (ebd., S. 208) typisiert einen neuen Menschen, der das Haben aufgibt, sich selbst vertraut und dem Leben seinen eigenen Sinn verleiht. Der neue Mensch teilt, lebt gegenwärtig, verehrt keine Idole, liebt aktiv und gibt den Narzissmus auf. Er entfaltet seine eigene Persönlichkeit, anerkennt Realitäten, lebt strukturiert, aber nicht ordnungsfixiert, ohne andere zu täuschen oder sich täuschen zu lassen. Er kommuniziert mit der Natur und interpretiert Freiheit nicht willkürlich, sondern als Chance, sich selbst zu sein.

Fromm (ebd., S. 212) konkretisiert auch die Wesensmerkmale einer neuen Gesellschaft, die die Technik selbstbestimmt nutzt, eine gesamtwirtschaftliche Rahmenplanung vornimmt, auf die Fiktion einer freien Marktwirtschaft verzichtet, Wirtschaft und Gesellschaft stark dezentralisiert und demokratisiert, die Macht von Konzernleitungen einschränkt, die Mitbestimmung der Angestellten und Konsumorganisationen ausweitet, Nachbarschafts- und Quartiersräte bildet, die Kluft zwischen Arm und Reich schließt... Wobei der Staat stark über Richtlinien und das Subventionieren sinnvoller Produktion und Forschung lenken soll. Diese utopischen Ziele seien jedenfalls realistischer

Wenn wir uns eingestehen,
uns selbst und andere nur
beschränkt zu verstehen, dann
hilft das dem gemeinsamen
Verstehen und Miteinander.

als der heutige politische Realismus. Sie führten weg vom Turmbau zu Babel. Wobei noch viel zu erforschen (ebd., S. 26) und an neuen gesellschaftlichen Modellen zu untersuchen und experimentell zu erproben sei.

Nun, die Vision eines neuen Menschen stimuliert zum Aufbruch, ohne blauäugig abzuheben. Fromm (ebd., S. 104 und 155)

bezieht dabei auch die Endlichkeit offen ein. Er weist auf die Angst vor dem Sterben und darauf hin, wie das Besitzstreben das Verlangen nach Unsterblichkeit erhöhen kann. Ein nüchterner Zugang hilft, eine stimmige Lebendigkeit zu fördern, die die Realität akzeptiert. Ähnliches ist wohl bei der Entfremdung nötig, von der Fromm ausgeht.



Ein Empfinden von Fremdheit gehört aus meiner Sicht zum erfüllten Sein. Wenn wir uns eingestehen, uns selbst und andere nur beschränkt zu verstehen, dann hilft das dem gemeinsamen Verstehen und Miteinander. Und es hilft vermutlich sogar mehr, als wenn ich mir zumute, den inneren Bezugsrahmen von andern wirklich nachvollziehen und verstehen zu können. Das ist jedenfalls ein sehr hoher Anspruch und immer nur annäherungsweise möglich. Dieses Eingeständnis mag schmerzlich sein, ist aber realistisch und beinhaltet sogar eine neue Qualität. Diese lässt darauf hoffen, die starre Entweder-Dualität der industriellen Moderne zu überwinden, ohne in eine verschwommene Homogenität zu flüchten.

Wir scheitern nicht an Niederlagen, die wir erleiden, sondern an Auseinandersetzungen, die wir nicht wagen.

Indem ich andern nahe komme, entdecke ich, was verbindet und trennt. Das ermöglicht mir, mich ziemlich freiheitlich, selbst-bestimmt und mit dem Gegenüber vereinbart zwischen Nähe und Distanz zu bewegen. Ich komme dann andern näher und nehme so auch Differenzen und Vertrautes im Unvertrauten wahr. Stimmig und lebendig. Und das fördert den Zugang zu dem, was mir bei mir und bei andern fremd bleibt, aber hilft, Entfremdung aktiv anzugehen, ohne sie je ganz überwinden zu können. Denn das Sein ist keine absolute Größe; zum Glück.

Folgerung (12): Bertolt Brecht (1971) berichtet, wie ein Gelehrter Herrn Keuner besucht. Der Gelehrte redet so geschickt daher, bis ihn Herr Keuner unterbricht und darauf hinweist, wie unbequem er dasitze. Der Gelehrte reagiert ärgerlich. Er will nur über Inhaltliches reden. Aber ohne Haltung interessiere ihn der Inhalt nicht, erwidert Keuner. Und meinte wohl: Was wir inhaltlich predigen, sollte auch damit übereinstimmen, wie wir leben. Haltung meint bei Brecht zudem Mut, sich zu exponieren.

«Wir scheitern nicht an Niederlagen, die wir erleiden, sondern an Auseinandersetzungen, die wir nicht wagen.» So drückt ein Graffiti an einer Berner Mauer aus, was Mut bedeuten kann. Ich erinnere allerdings mutige GenossInnen, die mit wehenden Fahnen voran gegangen sind und irgendwann aufgegeben haben (Mäder 2018). «Jeder neue Schritt birgt die Gefahr des Scheiterns, und das ist einer der Gründe, weshalb der Mensch die Freiheit fürchtet», schreibt Fromm (ebd., S. 134). Er spricht damit auch den Mut zur inneren Auseinandersetzung an, die nötig ist, um sich einer Freiheit anzunähern, die kein äußerliches Terrain ist und den Umgang mit sich selbst einbezieht.

Bertolt Brecht (2000) lässt dazu Sozialphilosoph Me-ti zu Wort kommen: Wer einen breiten Fluss queren will, muss sich nicht immer dort ins Wasser



schmeißen, wo der Fluss am tiefsten ist und am meisten reißt. Manchmal empfiehlt es sich, mit Fromms kritischer Vernunft eine seichte Stelle auszuwählen und seine Kräfte einzuteilen, um nicht nur das andere Ufer zu erreichen, sondern auch gegen den Strom schwimmen zu können. Das ist immer wieder bitter nötig. Alles Gute!

Literatur

- Alinsky, S., 1946: *Anleitungen zum Mächtigkeitsein*, 2. Aufl., Göttingen (Lamuv Verlag) 1999.
- Bastian, T., 1996: *Zivilcourage. Von der Banalität des Guten*, Hamburg (Rotbuch).
- Brecht, B., 1971: *Geschichten vom Herrn Keuner*, Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Brecht, B., 2000: *Me-ti. Buch der Wendungen*, Frankfurt a.M. (Suhrkamp).
- Dammann, G., 2007: *Narzissen, Egoisten, Psychopathen in der Führungsetage*, Bern (Haupt).
- Ehrenberg, A., 1998: *La fatigue d'être soi: dépression et société*, Paris (Odile Jacob).
- Fromm, E., 1976: *Haben oder Sein*, 49. Ausg., München (dtv).
- Funk, R., 2005: *Ich und Wir. Psychoanalyse des modernen Menschen*, München (dtv).
- Funk, R., 2011: *Erich Fromm. Liebe zum Leben. Eine Bildbiografie*, München (dtv).
- Gruber, J., 2008: *Der flexible Sozialcharakter. Eine Studie zur gegenwärtigen Transformation von Subjektivität*, Basel (edition gesowip).
- Haller, L., 2019: *Transithandel. Geld- und Warenströme im globalen Kapitalismus*, Berlin (Suhrkamp).
- Hardeck, J., 2005: *Erich Fromm. Leben und Werk*, Darmstadt (Primus Verlag).
- Hildebrandt, D., 2007: *Nie wieder 80*, München (Blessing).
- Kornbichler, Th., 2007: *Die Sucht, ganz oben zu sein*, Stuttgart (Kreuz).
- Kutzner, S., Mäder, U., Knöpfel, C. (Hg.), 2004: *Working poor in der Schweiz: Wege aus der Sozialhilfe*, Bern (Rüegger).
- Kutzner, S., Mäder, U., Knöpfel, C., Heinzmann, C., Pakoci, D. (Hg.), 2009: *Sozialhilfe in der Schweiz. Klassifikation, Integration und Ausschluss von Klienten*, Zürich (Rüegger).
- Leuenberger, M., Seglias, L., 2008: *Versorgt und vergessen. Ehemalige Verdingkinder erzählen*, Zürich (Rotpunktverlag).
- Lewis, O., 1966: «The Culture of Poverty», in: *Scientific American*, Vol. 215/4, S. 19-25.
- Mäder, U., 1988: *Vom Kolonialismus zum Tourismus – von der Freizeit zur Freiheit*, Zürich (Rotpunktverlag).
- Mäder, U., 1999: *Für eine solidarische Gesellschaft. Was tun gegen Armut, Arbeitslosigkeit, Ausgrenzung*, Zürich (Rotpunktverlag).



- Mäder, U., 2015: *macht.ch – Geld und Macht in der Schweiz*, Zürich (Rotpunktverlag).
- Mäder, U., 2018: *68 – was bleibt?*, Zürich (Rotpunktverlag).
- Mäder, U., Biedermann, F., Fischer, B., Schmassmann, H., 1991: *Armut im Kanton Basel-Stadt*, Basel (Social Strategies).
- Mäder, U., Jey A. G., Schilliger, S., 2010: *Wie Reiche denken und lenken*, Zürich (Rotpunktverlag).
- Mäder, U., Schmassmann, H., 2012: «Wie normativ muss die Armutsforschung sein?», in: *Neue Praxis*. 42. Jg. (Sonderheft 11), S. 18-29.
- Mäder, U., Schwald, A. (Hg.) 2017: *Dem Alltag auf der Spur. Zur Soziologie des Alltags*, Zürich (Edition 8).
- Mäder, U., Streuli, E., 2002: *Reichtum in der Schweiz*, Zürich (Rotpunktverlag).
- Mäder, U., Sutter, P., Bossert, M., Schoch, A., Bürgin, R., Mugier, S., Schmassmann, H., 2014: *Raum und Macht. Die Stadt zwischen Vision und Wirklichkeit. Leben und Wirken von Lucius und Annemarie Burckhardt*, Zürich (Rotpunktverlag).
- Maeder, Ch., Mäder, U., Schilliger, S. (Hg.) 2009: *Krieg*, Zürich (Seismo Verlag).
- Mouffe, Ch., 2018: *Für einen linken Populismus*, Berlin (Suhrkamp).
- Nadoldny, S., 1983: *Die Entdeckung der Langsamkeit*, München (Piper).
- Owen, D., 2016: *In Sickness and In Power. Illness in Heads of Government, Military and Business Leaders since 1900*, London (Methuen).
- Valentine, Ch. A., 1968: *Culture and Poverty. Critique and Counter-Proposals*, Chicago (Univ. of Chicago Press).
- Weck, R. de, 2020: *Die Kraft der Demokratie. Eine Antwort auf die autoritären Reaktionen*, Berlin (Suhrkamp).
- Wecker, K., 2012: «Absurdistan», in: *Wut und Zärtlichkeit*, München (Produzent Fischer).
- Wilkinson, R. G., Pickett, K., 2009: *Gleichheit ist Glück: Warum gerechte Gesellschaften für alle besser sind*, Hamburg (Tolkemitt bei Zweitausendeins).
- Wirth, H.-J., 2002: *Narzissmus und Macht*, Gießen (Psychosozial).

Copyright © 2023 by
Professor Dr. Ueli Mäder, Rheinfelden, Schweiz
E-Mail: ueli.maeder@unibas.ch



Publication of **fromm-online.org**. For personal use only. Any kind of re-publication and commercial use requires written permission from the copyright holders.

Veröffentlicht auf **fromm-online.org**. Nutzung nur für persönliche Zwecke. Jede Wiederveröffentlichung und kommerzielle Nutzung bedarf der schriftlichen Erlaubnis der Rechteinhaber.